

JOHANN EV. HAFNER

**DIE BEDEUTUNG VON ZEITZEUGEN
BEIM PROJEKT 40 JAHRE
WÜRZBURGER SYNODE**

«Wer zitiert sie noch außer denen, die sie
verfaßt haben? Die Hinterlassenschaft
der Deutschen Synode ist eigentlich enorm.
Man müßte sie nur zur Kenntnis nehmen»¹.

Wolfgang Seibel

Ein Teil des Projekts zur Kommentierung der «Gemeinsamen Synode» wird in einer Zeitzeugenbefragung bestehen. Dieses Vorgehen hat in der Geschichtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten eine breite Verwendung gefunden und wird vor allem deshalb so geschätzt, weil es mit Hilfe sozialwissenschaftlicher Methoden Daten kontrolliert erheben kann. Während man sonst auf die zufällig überlieferten Zeugnisse aus der Vergangenheit angewiesen ist, kann man durch «oral history» gezielt ein Milieu, eine Phase, ein Ereignis beforschen. Der Historiker stellt sich sein Material sozusagen selbst her. Dass damit die Gefahr verbunden ist, interessegeleitetes Material zu erzeugen, gehört von Anfang an zur Selbstreflexion dieser Methode.

Oral History entstand, um hinter das bürgerliche kollektive Gedächtnis zu gelangen². Die kritische Geschichtswissenschaft der 1980er Jahre äußerte den Verdacht, dass die in Büchern und Archiven sedimentierte Geschichte sich mittels einer konservativen Eigenlogik fortsetzt und so ein allgemein akzeptiertes Wissen über die Vergangenheit erzeugt. Vorlesungen, Massenmedien und Schulunterricht stellen die Vergangenheit in einer vermeint-

lichen Abfolge von Ereignissen vor, unterschlagen dabei aber – so die Kritik – die Erfahrungen und Gewohnheiten der Menschen, die eher in lebensweltlichen Zuständen leben. Weil die Geschichte – um mit *David Lodge* zu sprechen – das Urteil derjenigen, die nicht dabei waren, über diejenigen ist, die dabei waren³, ergibt sich als Forschungsprogramm, die Dominanz des kollektiven Gedächtnisses über das individuelle Gedächtnis aufzuheben. Dies geht nur, wenn die qualitative Seite der Sozialgeschichte, welche immer schon als Gegenpol zur Institutionengeschichte betrieben worden war, gestärkt wird.

Die Dominanz des kollektiven Gedächtnisses erklärt sich nicht nur aus Machtverhältnissen, sondern auch aus der Brüchigkeit des individuellen Gedächtnisses, welches Erlebnisse nur dann abspeichert, wenn sie in einem bestimmten positiven oder negativen Verhältnis zu anderen Erlebnissen stehen. Sie müssen sozusagen eingepasst und mit Bedeutung versehen werden. Daher merken wir uns Routinen kaum, Unterbrechungen aber leicht. Erinnerungen liegen aber nicht einfach vor, sie müssen mühsam er-innert werden. Dabei können Fotos, Gerüche, Gegenstände helfen oder – wie im Falle des Interviews – gezielte Fragen. Aus der Forschung wissen wir, dass Lebensphasen vorhergehende Phasen überdecken können. So konnten sich Bäckerlehrlinge, die weiterhin als abhängig Beschäftigte arbeiteten, sehr gut an die Plage der Lehrlingszeit erinnern, wohingegen diejenigen, die sich selbständig gemacht hatten, diesen unangenehmen Abschnitt «aus ihrem Gedächtnis radiert»⁴ hatten. Hier zeigt sich der fundamentale Unterschied, ob jemand vorwiegend eine erlittene Geschichte erzählt oder eine Geschichte, in der er/sie der Handelnde war. Es überrascht nicht, dass Menschen, die ein selbstbestimmtes Leben geführt haben, eine lineare Geschichte der Ereignisse erzählen, wohingegen Menschen, die ein fremdbestimmtes Leben geführt haben, vor allem eine nichtlineare, weil von äußeren Einflüssen immer wieder unterbrochene, gehemmte Geschichte aus Wochen und Monaten.

Im Folgenden möchte ich auf einige Möglichkeiten und Grenzen dieser Methode hinweisen.

1. Anwendungsbereiche: Alltag und Ereignis

Zeitzeugenforschung wird in zwei ganz verschiedenen Bereichen eingesetzt.

Erstens versucht man, Menschen zu befragen, wie sie ihren Alltag damals erlebten, um ansonsten nicht-dokumentierte Bereiche zu erfassen. Ein schönes Beispiel ist die am Wiener Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte anhängige «Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen». Dort wurden über Schreibauftrufe bisher 3.000 autobiographische Zeugnisse zusammengetragen meist zu Sachthemen, wie zur Einführung der Elektrizität im Dorf, zum Aufkommen der Massenmotorisierung oder auch zur Beichtpraxis. Der Moraltheologe *Rupert M. Scheule* hat diese Infrastruktur benutzt, um von 70 Leuten die Erfahrungen zu erfragen, wie damals – in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – gebeichtet wurde⁵. Er konnte zeigen, dass unterhalb der offiziellen Beichtdisziplin allerlei Praktiken des Ausweichens auf Wallfahrtspfarrer oder der inneren Distanzierung florierten bzw. wie manche Ehen unter der Last der verweigerten Absolution zusammenbrachen. Zu solchen Erkenntnissen gelangt nur der Historiker, der seinen Hochstand verlässt und in die mikrosoziologischen Niederungen steigt, weg von der großen Politik, die entscheidet, hin zu den Einzelnen, welche die Politik ausbaden. Der Titel der Buchreihe, die im Rahmen des Dokumentationszentrums entstanden ist, gibt schon den Anlass für Zeitzeugenbefragungen an: «Damit es nicht verloren geht».

Zweitens wird Oral History bei der Erfassung der Wirkung singulärer Ereignisse verwendet, sozusagen als verspätete Befragung von Augenzeugen. Der Fokus richtet sich hier nicht auf das Exemplarische und die Routinen des Alltags, sondern auf das Exzeptionelle. Das Projekt «Würzburger Synode» fällt freilich in diese zweite Kategorie. Dann gelten aber auch die wissenschaftlichen Grenzen, die *Raul Hilberg* für die Schoahforschung – die Ereignisforschung des 20. Jahrhunderts – formuliert hat: Besteht der Kreis der Befragten aus einer echten Zufallsauswahl ohne Vorsortierungen? Und: Sind die Befragten in der Lage, ne-

ben dem Großereignis auch Einzelheiten zu erzählen, oder waren sie distanzlos involviert, so dass sie Details wegretruschieren?⁶

Allerdings sollen bei dem Synoden-Projekt nicht allein die Plenarversammlungen erfasst werden, die schon gut dokumentiert sind, sondern auch der Aufbruch, der damals ab dem Essener Katholikentag die deutschen Katholiken erfasste. Er erstreckt sich über die Vorbereitungsphase, das Ringen um Statut und Zusammensetzung der Synode, und vor allem die Wahrnehmung dieses Großereignisses in den Gemeinden, lange bevor es direkte Berichterstattung gab. Wie haben Interessierte in den Gemeinden vom synodalen Prozess erfahren? Aus der Zeitung «Publik»? Durch Berichte der Synodalen? Durch Predigten? *Daher soll die Befragung neben den institutionell Beteiligten auch Stimmen von Beobachtern einfangen*, wie z. B. *Wolfgang Seibel*, der erst jüngst in den «Stimmen der Zeit» dazu interviewt wurde.

Und noch einmal darüber hinaus wollen wir die spätere Rezeption des Ereignisses erforschen. Was hat sich eingepreßt? Wie werden die damaligen Ergebnisse heute bewertet? Welche Einstellungsänderungen haben sich seither bei den Beteiligten ergeben? Und welche Änderungen ergaben sich im deutschen Katholizismus allgemein? Hier ist freilich sauber *zwischen beobachteter und erlebter Rezeption zu trennen*, also zwischen der Frage «Welche Wirkung hat Ihrer Meinung nach die Deutsche Synode entfaltet?» und der Frage «Was hat die Deutsche Synode bei Ihnen verändert?» Im ersten Fall befragen wir den Beobachter, im zweiten Fall den Beteiligten.

2. Kritikpunkte: Banalität und Repräsentativität

Die Bevorzugung des Alltäglichen hat der Oral History schon den Vorwurf der «vanity history»⁷ eingebracht, also des sinnlosen Erzählens von Belanglosigkeiten. Sie scheine «nichts weiter als ein endloses Geschreibsel über unbedeutende Dinge zu sein, das ohne jeden Sinn für die eigentlichen Übermittler von Material

blieb»⁸. Die Kritik richtet sich vor allem auf die Repräsentativität und die Validität von Zeitzeugnissen.

Die Kritik an der *Repräsentativität* kann nur dann erhoben werden, wenn man eine große Grundgesamtheit durch einzelne Stimmen beschreiben will. Dann kommt es darauf an, die Befragten klug auszuwählen und der Gefahr der Vorselektion zu begegnen. Die Vorselektion muss nicht tendenziös erfolgen; sie kann sich auch einfach faktisch ergeben: Studenten interviewen Studenten, weil diese im Wohnheim nebenan wohnen; Theologen interviewen die ihnen über ihre Doktorväter zufällig Bekannten. Das Problem lässt sich entweder durch Randomisierung beheben (sinnvoll nur bei großen Grundgesamtheiten) oder durch eine Vergleichsgruppe (das könnten wir tun durch Zeitzeugenbefragungen bei Synoden in anderen Ländern) oder durch eine gezielte Stichprobe⁹. Die möglichst repräsentative Auswahl ist desto wichtiger, je kleiner die Stichprobe ist. Konzentriert man sich auf wenige Personen (z. B. weil die Untersuchung sehr aufwändig ist, etwa bei Tiefeninterviews), muss deren Auswahl besonders gut begründet werden. Es gibt dafür statistische Regeln, wie man aus Merkmalszahl und Variablen die Mindestgröße errechnet¹⁰.

Weil wir nicht die deutschen Katholiken zugrundelegen, sondern die aktiv Beteiligten, treffen die genannten Probleme im Falle der «Würzburger Synode» kaum zu. Hier ist die Repräsentativität durch die geringe Grundgesamtheit leicht zu erreichen. Auch geht es nicht um lange Zeiträume, sondern um ein klar datiertes Ereignis und seine Rezeption. Allerdings tritt ein Sonderproblem auf. Es handelt sich bei den Beteiligten ja nicht um bloße Augenzeugen, die etwas miterleben, sondern um gewählte und geborene Synodalen, die selbst schon «repräsentativ» sind. Sie nahmen an der Synode nicht als Privatpersonen teil, sondern als Vertreter eines Verbandes oder eines Bistums. Als solche sprachen sie bei der Synode immer auch mit einem Interesse und wurden als Repräsentanten, Mandatsträger wahrgenommen. Keinesfalls haben wir also unschuldige Stimmen vor uns. Die Erforschung der Synode hat also nicht nur Personen, sondern vor al-

lem deren Interessen und die Wahrnehmung von Interessen zum Gegenstand. Zwar wird es mit dem zeitlichen Abstand von 40 Jahren leichter, über Strategien zu reden, als zu der Zeit, in der man sie anwendete; dennoch bleibt es ein Problem. *Daber kann sich die Befragung nicht darauf beschränken, was Leute damals gemacht und erlebt haben; sie muss einbeziehen, was sie damals beabsichtigt haben bzw. was sie dachten, dass von ihnen erwartet wird.* Damit kommen wir zu einer weiteren methodischen Überlegung.

3. Überlagernde Schichten: individuelles und kollektives Gedächtnis

Ein durchlaufender Selbstzweifel der Oral History lässt sich so formulieren: Berichten die Erzählungen der befragten Zeitzeugen wirklich von dem, was sie erlebt haben, oder handelt es sich um im Nachhinein ganz neu zusammengedachte Wirklichkeiten? Während übliche Augenzeugenberichte oder Tagebucheinträge sozusagen absichtslos entstanden sind, bilden Interviews eine Mischung aus den Erlebnissen des Erzählers und dem Interesse des Forschers. Sie sind immer erfragte Ergebnisse, und an ihnen klebt der Verdacht, dass nur das ins Wort gebracht wird, was zum Zeitpunkt des Interviews dem Frager oder dem Befragten interessant erschien. Der Historiker muss sich also bewusst bleiben, dass er mit Zeitzeugenbefragungen die damaligen Ereignisse immer nur als *gegenwärtige* Erinnerung vermittelt bekommt.

Auf der anderen Seite muss der Historiker unterscheiden, ob er Zeitzeugnisse als Mittel benutzt, um zu einem erinnerten Ereignis zu gelangen, oder ob die Zeugnisse selbst der Gegenstand historischer Forschung sind. Wann liest er ein Zeugnis als Historiker, der Geschichte mittels Geschichten erhebt, und wann agiert er als Volkskundler, der Geschichten als «folk-lore»¹¹ sammelt? Im ersten Fall ist das Interview Information *über* etwas (ob möglichst viel und genau vom Ereignis berichtet wird), im zweiten Dokument *für* etwas (inwiefern das Interview von den damaligen Lesarten abweicht, also eine eigene Sicht produziert). Im

ersten Fall beobachten wir, was jemand sagt, im zweiten Fall, was aus ihm spricht (kultureller Kontext, «Hegemonie» würde Gramsci sagen, «Mythos» würde Warren Susman sagen).

Was heißt hier «Mythos», der «aus jemand spricht»? Methodisch haben Zeitzeugnisse stets drei Dimensionen: a) das Verhältnis des Befragten zum Ereignis, b) das Verhältnis zwischen Befragtem und Interviewer und c) das Verhältnis des Befragten zur Gesellschaft, also «zwischen dem Informanten und dem, was dieser als die Geschichte seiner gesellschaftlichen Umgebung ansieht»¹². Und um diesen dritten Aspekt geht es hier. «Bei einem Interview spricht der Interviewte nicht bloß zu sich selbst und zum Interviewer, sondern über den Interviewer auch zur größeren Gemeinschaft und deren Geschichte, so wie er sie sieht»¹³. Vor allem in dieser Schicht sind die normativen Anteile versteckt: Was will der Informant der Nachwelt mitteilen? Welche Nomenklatur nimmt er besonders auf, weil er denkt, dadurch wird seine Erzählung plausibler? Welches Geschichts- und Kirchenbild vertritt er, ohne es vielleicht zu sagen? Die letztgenannte Schicht ist meist nicht explizit, sondern «Teil einer sehr viel umfassenderen kulturellen Vision und kognitiven Struktur»¹⁴. *Diese kann oft erst durch sogenanntes symptomatisches Lesen sichtbar gemacht werden, indem man das Material untersucht: Was lässt der Informant weg? Wo betont er/sie auffällig? Wo gibt er Antworten, ohne gefragt zu sein? Wo begründet er/sie besonders, anstatt einfach zu beschreiben?* Beim symptomatischen Lesen wird der Interviewte als Vertreter einer Weltansicht und das Interview als Symptom für eine bestimmte kognitive Struktur behandelt, als könnte der Historiker hinter den Text und in das Bewusstsein schauen. Weil damit freilich auch Unterstellungen Tür und Tor geöffnet wird, darf dieses Hinter-Fragen nur sehr sparsam eingesetzt werden.

4. Wer dabei war, hat Recht? Pathos und Objektivität

Zeitzeugenberichte sind nötig als Ergänzung zur Archiv- oder quantitativen Forschung; diese darf aber nicht überschätzt wer-

den. Gerade bei der Forschung zum Dritten Reich oder zur SBZ, wo man das Aussterben der Augenzeugen als letzte Gelegenheit sieht, noch einmal dramatische O-Töne zu sammeln, überlagern diese Zeugnisse gern die Erkenntnisse der Wissenschaft¹⁵. *Dorothee Wierling* berichtet von Veranstaltungen, wo eine Zeitzeugin aus DDR-Gefängnissen alle vorangegangenen Vorträge zum Thema dominierte. Sie zog Vergleiche zum Nazi-Regime, was aus Rücksicht vor ihren leidvollen Erlebnissen vom Publikum widerspruchslos hingenommen wurde¹⁶. *Wierling* weist auf die Beobachtung hin, dass die Erzähler nicht einfach Erlebnisse berichten, sondern dabei innerlich ein Drehbuch vor Augen haben, wie eine Zeitzeugenerzählung auszusehen habe. Wird das Interview nicht durch den Frager in gewisser Weise gelenkt oder unterbrochen, läuft das Drehbuch ab und verfälscht die Wahrhaftigkeit des Erzählers. Wir bewegen uns ja immer schon in Traditionen, wie man etwas darstellt. Man kennt den formalen Lebenslauf aus Bewerbungen oder narrativ aus dem Fernsehen, wie man beim Interview spricht.

Dass im Laufe unseres Lebens immer wieder neue Drehbücher die erlebten Ereignisse anders zusammenstellen, ja sogar andere Ereignisse anders zusammenstellen, zeigen vergleichende Untersuchungen von schriftlicher und mündlicher Erinnerung derselben Person zu demselben Ereignis. *Bernd Jürgen Warneken* hat verglichen, wie ein Zeitzeuge seine Erlebnisse im Interview darstellt und wie er sie in einer Niederschrift darstellt. Materialer waren beide Berichte gleich. Wie erwartet war der mündliche lebendiger und konkreter, aber im schriftlichen nahm der Zeitzeuge eine Art Chronistenperspektive ein, als ob er nicht für den Forscher, sondern für die Nachwelt schriebe. Ereignisse wurden eingeordnet, datiert, abschließend beurteilt, verglichen. Noch deutlicher wird dies in folgender Studie von *Peter Knoch*. Er untersuchte Frauen, die während des Ersten Weltkrieges Tagebuch führten und 70 Jahre danach Zeitzeugeninterviews darüber gaben. Der Historiker legte die Fassungen nebeneinander. Überraschenderweise waren die Tagebucheinträge durchsetzt mit den damals üblichen Parolen von Mut, Tapferkeit der Mütter, Mobil-

machung, Provokation der Serben, Gottes Strafe für England ... Dagegen gaben die viel späteren mündlichen Erzählungen die persönlichen Gefühle, die Reaktionen der nahen Verwandten bis hin zu ganz konkreten Umständen wie Wetter und Kleidung wieder. «Offenbart das Tagebuch [also der zeitgenössische Bericht] die Geschichte als eine Geschichte «aus der Zeitung», aus zweiter Hand, kurz als Geschichte der anderen, so kommt in der Erzählung [aus der Rückschau nach 70 Jahren] die *eigene* Geschichte, der Zusammenhang von Lebens- beziehungsweise Familiengeschichte mit den «großen» Ereignissen zum Vorschein»¹⁷. Zeitlicher Abstand muss also nicht schädlich sein und führt auch nicht zum erwarteten Verklären der guten alten Zeit oder zum Verdrängen des Unangenehmen, sondern in Fällen besonderer weltanschaulicher Aufladung zu einer Befreiung von der damaligen vorherrschenden Meinung. Also: In beiden Fällen, sowohl beim synchronen als auch beim diachronen Vergleich von mündlicher und schriftlicher Erinnerung, schneidet die mündliche besser ab. Sie ist authentischer. Dies wollen wir beim Synoden-Projekt nutzen: Wir fragen nicht nur, was damals passiert ist, wir fragen bewusst auch nach der subjektiven Perspektive, wie der/die Interviewte die Ereignisse damals erlebt hat.

5. *Wer redet wann und für wen?* *Interaktion und Organisation*

Eine Synode ist systemtheoretisch gesehen die Selbstunterbrechung einer Organisation (hier: der deutschen Bistümer) durch Interaktion. Organisationen bestehen aus Entscheidungen (von Mitgliedern), Interaktionen aus Redebeiträgen (von Teilnehmern). Organisationen dienen der Themenkonzentration, Interaktionen der Meinungsbildung und Themenfindung¹⁸. Organisationen können ihre Regeln klar festlegen (Mitgliedschaft und Aktenflüsse), Interaktionen sind offen, d. h. auch anfällig für Störungen (Ideen, persönliche Abstoßungen). Eine Synode versucht nun den Spagat zwischen beidem. Man kann sie ent-

weder als organisierte Interaktion oder – und das ist ein grundlegender Unterschied – als interaktive Organisation begreifen.

Der erste Fall, die *organisierte Interaktion*, stellt die eher konservative Sicht dar und versteht eine Synode in der Art der Expertengruppe, die der Politik einen Rat gibt (Ethikrat, Wirtschaftsweise, Klimarat). Das hat den Vorteil, dass man in dieser Gruppe unabhängig disputieren kann, dass aber der Verpflichtungsgrad für die Organisation niedrig bleibt (es sein denn, schwache Politiker wünschen sich aufgrund ihrer eigenen Verlegenheit Sachzwänge, die ihnen die Experten vorgeben). Überträgt man diese Kategorie auf kirchliche Versammlungen, zeigt sich die Spannung, die sich mit den Erwartungen aufbaute. Die nachkonziliaren Synoden haben in den Gemeinden und Verbänden eine breite Diskussion über viele Themen angeregt, die auf den Nägeln brennen. Allerdings lud man sich dadurch die Last auf, das Themenspektrum wieder zu begrenzen, weil viele Wünsche nicht auf Bistumsebene entschieden werden können. Dazu gehören die immer wiederkehrenden heißen Eisen wie Zölibat, Priesterbild und Sexualmoral. Aus diesem Grund haben die jüngeren nachkonziliaren Synoden (ab dem Skandal der Augsburger Synode 1990, wo der Bischof die Beschlüsse eigenmächtig manipulierte) entschieden, sich nicht als kodikarische Synode zu verfassung und damit ein Gremium der Entscheidung zu sein. Sie zogen es stattdessen vor, ein Forum für Diskussion zu bilden, das einerseits entspannter pastorale Planungen durchsprechen kann (Prozesse, Gespräche) oder auch offener für heiße Themen sein darf¹⁹. Im Hintergrund steht freilich der neue CIC und die Instruktion von 1987, welche «die Thematik der Konsultationsprozesse auf die Zuständigkeit des Bischofs»²⁰ begrenzen. Dienten Synoden anfangs noch dazu, die Mitwirkungsbereitschaft der Katholiken breit aufzurufen (etwa durch flächendeckende Karten- und Umfrageaktionen), so dienten sie später immer mehr dazu, das Mitwirkungsbedürfnis zu kanalisieren. Allerdings sind die Folgen solcher Themenbeschränkung kontraindential: In einer Gesellschaft, die an Öffentlichkeit gewöhnt ist, wird dies als Eingriff in die Redefreiheit empfunden. Zuständigkeitsargu-

mente verfangen immer weniger, wenn z. B. *Kardinal Brandmüller* jüngst den Vorstoß von engagierten CDU-Politikern mit dem Verweis entkräften zu können glaubt: «Was legitimiert Sie als Politiker, zu einem innerkirchlichen Thema Stellung zu beziehen?»²¹ Dies gilt besonders für den deutschen Katholizismus, in dem eine verbandlich und pastoral erfahrene (später auch: theologisch gebildete) Schicht von Lientheologen – teils im kirchlichen Dienst, teils in Verantwortung außerhalb der Kirche – sich mit solchen Fragen beschäftigt. Sie sehen sich durch das Zweite Vatikanum dazu ermächtigt, weil auch die Laien am apostolischen Auftrag der Kirche partizipieren.

Man kann Synoden aber auch als *interaktive Organisation* be- greifen: In diesem Fall suspendiert eine Organisation für einige Zeit die üblichen Verwaltungs- und Pastoralvorgänge, um gemeinsam zu überlegen und diese Ergebnisse wieder in die Organisation einzuspeisen. Hier wäre das Vorbild nicht die Expertenkommission, von der man sich Rat erwartet, sondern die Klausurtagung aller Mitarbeiter. Die Würzburger Synode war meines Erachtens so verfasst. Der gesamte deutsche Katholizismus begab sich sozusagen in einen theologisch-pastoralen Workshop. Dementsprechend verfasste sich die Würzburger Synode als gesetzgebende Instanz einer Versammlung, die den gesamten deutschen Katholizismus, seine Verbände, Bistümer und Orden repräsentieren sollte. Zwar besaß die Bischofskonferenz ein Vetorecht (in Form der Verhinderung der Abstimmung), aber weder eigenes Vorlagerecht (sie musste über Sachkommissionen gehen) noch ein Recht auf individuelle Sondervoten. Kirchenrechtlich war diese Konstruktion eine sehr weitgehende Delegation von Autorität an Nicht-Kleriker, die heute gar nicht mehr möglich wäre. Von den nachkonziliaren Synoden hat meines Erachtens nur das «Pastorale Zukunftsgespräch» ZUG in Magdeburg das Niveau der Würzburger Synode erreicht. Dort wurde ein neuer Typ geschaffen: Bischof, Priester- und Katholikenrat schlossen vorab eine Vereinbarung über die Verfahrensregeln; Aussortiertes wird transparent gemacht; Kleriker und Laien waren ausgewogen repräsentiert; die

Themenwahl erfolgte durch die paritätisch besetzte Leitungsgruppe²².

Daher soll die Zeitzeugenbefragung die verschiedenen Repräsentanten- gruppen erfassen: Vertreter der entsendenden Gremien: der Bischofskonferenz, des ZdK, der Bistümer, der Orden, aber auch der frei gebildeten Gruppen wie der AG Synode oder des Studienkreises. In den Interviews sollte auch die Repräsentantenfunktion zum Thema gemacht werden.

Allerdings darf sich die Erhebung nicht auf die stimmberechtigten Teilnehmer beschränken, die ja die Neigung haben, sich mit dem Geschehen in besonderer Weise zu identifizieren. *Auch Beobachter sollen zu Wort kommen:* sowohl ständige Beobachter als auch Außenbeobachter wie Vertreter der säkularen und der kirchlichen Presse, eventuell auch Autoren, die kurz danach die Synode in Aufsatzbänden dokumentierten. Sehr aufschlussreich wäre es, sogar die Stimme des einfachen Katholiken einzufangen. Inwiefern haben Menschen, die damals bei der *Schmidtchen-* Umfrage oder anderen Vorbereitungsereignissen teilgenommen und/oder die Synode aus der Zeitung mit verfolgt haben, heute noch Erinnerungen an sie? Eventuell klärt sich dann, warum die Breitenwirkung damals sehr groß, die Langzeitwirkung aber sehr gering war.

6. Zusammenfassung

Die Zeitzeugenbefragung des Projektes zu den nachkonziliaren Nationalsynoden ist notwendig geworden, weil erstens die Zeitzeugen aussterben, zweitens das individuelle Gedächtnis der Teilnehmer gegen die Dominanz des kollektiven Gedächtnisses dieser äußerst gut archivierten und dokumentierten Ereignisse gesichert werden soll. Die Frage der Repräsentativität der Befragten stellt sich nicht, weil alle noch verfügbaren Teilnehmer angesprochen werden. Wohl muß aber im Gespräch und in der Analyse bedacht werden, welche Rolle die Teilnehmer als Repräsentanten einer bestimmten Gruppe spielten. Die Interviews

werden zum einen Einblicke in das Erleben einzelner Katholiken und zum anderen neue Erkenntnisse zum Verlauf der damaligen Synoden bieten. Die Enttäuschung über die mangelnde Umsetzung der damaligen Beschlüsse und Voten birgt seither die Gefahr, dass die Ereignisse im Nachhinein verklärt werden. Allerdings zeigt die Forschung, dass auch das Gegenteil der Fall sein kann. Mit dem zeitlichen Abstand nehmen die ideologischen Vereinnahmungen von damals ab und öffnen den Blick für faire Berichte aus individueller Perspektive.

ANMERKUNGEN

- 1 *Wolfgang Seibel*: Die Deutsche Synode – vergangen und vergessen? Im Gespräch mit *Andreas Batlogg* SJ, in: StZ 229 (2010) 13–29, hier 24.
- 2 Freilich gab es lange vor dem 20. Jahrhundert Versuche, das Leben der Menschen durch ihre Selbstaussagen zu erfragen. In einem weiten Sinn war das historisch wohl erste Oral-History-Projekt die «Befragung» (damals: Inquisition) von 500 Einwohnern des Pyrenäendorfs Montailou durch den Ortsbischof *Jacques Fournier* in den Jahren 1318–1325. Dort wurden Häretiker vermutet und deshalb ihre Lebensführung bis hinein in sexuelle Beziehungen erfragt. Aus diesen Berichten hat der französische Historiker *Emmanuel Le Roy Ladurie* ein grandioses Sittenbild der einfachen Dorfbevölkerung im 14. Jahrhundert erstellt. Vgl. *Emmanuel Le Roy Ladurie*: Montailou. The promised land of error, New York 1979.
- 3 *David Lodge*: Out of the Shelter, New York 1989, 185.
- 4 *Daniel Bertaux* / *Isabelle Bertaux-Wiame*: Autobiographische Erinnerungen und kollektives Gedächtnis, in: Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der «Oral history», hrsg. von *Lutz Niethammer* unter Mitarbeit von *Werner Trapp*, Frankfurt a. M. 1985, 146–165, hier 151.
- 5 Vgl. *Rupert M. Scheule*: Beichte und Selbstreflexion. Eine Sozialgeschichte katholischer Bußpraxis im 20. Jahrhundert (Campus Forschung 843), Frankfurt a. M. / New York 2002.
- 6 In der Shoahforschung sortiert *Raul Hilberg* die Oral History neben den Zeugenaussagen (bei Prozessen), Interviews (z. B. in der Nachbarschaft von Mauthausen), Autobiographien unter die «Zeugnisse» ein. Vgl. *Raul Hilberg*: Die Quellen des Holocaust. Entschlüsseln und interpretieren, Frankfurt a. M. 2003, 50f. Die «Zeugnisse» liegen auf derselben Ebene mit anderen Kategorien wie «offizieller Schriftverkehr» (z. B. Erlass, Verfügung, Anweisung) oder «Verfügungen» (z. B. Gesetz, Verordnung, Anordnung) samt den dazugehörigen Formularen (z. B. Badebewilligungen, Totenscheine, Essenskarten), «Abbildungen» (z. B. Pläne, Skizzen, Fotos) und Monumenten (vgl. ebd. 13–56). Für den Aussagegehalt sieht er einige wissenschaftliche Grenzen: z. B. dass die Interviews nur die Überlebenden und von diesen wieder nur eine bestimmte Gruppe erfassen. *Hilbergs* Maßstäbe sind objektiv, muten aber eigenartig an: dass die Auswahl nicht repräsentativ für die Gesamtheit der Ermordeten ist, dass die Interviewten nicht repräsentativ für die Gesamtheit der Überlebenden sind, dass selten die Täter befragt werden. Denn unter den Interviewten seien keine, «die von Anfang an nichts preisgeben hatten. Darunter sind Menschen, die möglicherweise anderen Opfern geschadet haben, auch solche, die sich

nicht an die Situationen der Schwäche, Hilflosigkeit oder Demütigung erinnern wollten» (ebd. 55).

- 7 Vgl. *Herwart Vorländer*: Mündliches Erfragen von Geschichte, in: *ders.* (Hrsg.): *Oral history. Mündlich erfragte Geschichte. Acht Beiträge* (Kleine Vandenhoeck-Reihe 1552), Göttingen 1990, 7–28, hier 13.
- 8 *Gershon Legman*, zit. in: *Ronald J. Grele*: Methodologische und theoretische Probleme der Oral History, in: *Niethammer*: *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis* (Anm. 4) 195–220, hier 198.
- 9 Größere Stichproben bieten nicht automatisch proportional größere Repräsentativität, denn bei großen Grundgesamtheiten wie der deutschen Bevölkerung genügen zum Beispiel schon $n = 3.000$. Eine Stichprobe «n» muss die Gesamtheit «N» repräsentieren und soll doch eine gezielte, auf die Fragestellung hin «gezogene» Stichprobe sein. Will man z. B. das Wahlverhalten von Katholiken wissen, darf man freilich nur Katholiken auswählen. Man muss aber zusehen, dass man nicht nur die Katholiken der Gemeinden befragt, weil diese bereits einem eher bürgerlichen Milieu angehören und diese eher CDU wählen, und dabei die Katholiken in den Städten oder in Arbeiterschichten vergisst.
- 10 Die Daumenregel für Mindestgröße lautet: $n = 10 \cdot K^V$. K = Merkmalsausprägungen, d. h. welche Gruppen man erfassen möchte (z. B. Geschlecht, Bildung, Konfession). V = Zahl der Variablen, d. h. was man wissen möchte (Gottesdienstbesuch, Gebetshäufigkeit, Wohltätigkeit). In diesem Fall also: $n = 10 \times 3^3 = 270$.
- 11 Vgl. *Donald A. Ritchie*: *Doing oral history* (Twayne's oral history series 15), New York u. a. 1995, 16.
- 12 *Ronald J. Grele*: *Methodologische und theoretische Probleme* (Anm. 8) 207.
- 13 Ebd. 206.
- 14 Ebd. 207.
- 15 Weil die Ära der Zeitzeugen zum Dritten Reich an ihr Ende kommt, wird derzeit intensiv über die Bedeutung authentischer Berichte diskutiert. Zeitzeugenforschung sei ein Anzeichen, dass ein Ereignis von der Beobachtung in die Historisierung übergeht. Vgl. *Martin Sabrow / Norbert Frei* (Hrsg.): *Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945* (Geschichte der Gegenwart 4; Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts 14), Göttingen 2012; *Dana Giesecke / Harald Welzer*: *Das Menschenmögliche. Zur Renovierung der deutschen Erinnerungskultur*, Hamburg 2012.
- 16 Vgl. *Dorothee Wierling*: *Zeitgeschichte ohne Zeitzeugen. Vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis – drei Geschichten und zwölf Thesen*, in: *BIOS* 21 (2008) 28–36, hier 29.
- 17 *Peter Knoch*: *Schreiben und Erzählen. Eine Fallstudie*, in: *Vorländer*: *Oral history* (Anm. 7) 49–62, hier 55.
- 18 Vgl. das «Merkblatt», in: *Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Beschlüsse der Vollversammlung. Offizielle Ge-*

samtausgabe, Bd. 1, Freiburg i. Br. / Basel / Wien ²1976, 876f. Nach den Erfahrungen der ersten Lesungen legte sich die Zentralkommission am 1. 7. 1973 auf ein Verfahren zur Themenselektion fest: Themen werden dann diskutiert, wenn sie dem Gesamtziel der Synode entsprechen, wenn sie sich prägnant darstellen lassen, wenn Gegenstand, Titel und Text thematisch übereinstimmen, wenn sie die theologische Forschung und den Stand des Zweiten Vatikanums berücksichtigen und weiterführen, wenn ein pastoraler Bezug vorliegt, wenn sie nicht in anderen Gremien besser aufgehoben sind. Als eine Art Inflationsbekämpfung ist V.3 zu nennen: Im Text für die zweite Lesung «darf ... keine Ausweitung des Textes über die bisherige thematische Umgrenzung hinaus erfolgen» (ebd. 880).

- 19 Die Studie von *Hanspeter Heinz*: «Löscht den Geist nicht aus» zeigt diese Entwicklung weg von der «Synode» (Rottenburg 1986, Hildesheim 1989/90, Augsburg 1990) über das «Forum» (Freiburg 1991/92), München 1991–1994, Regensburg 1994/95, Köln 1995/96, Münster 1996/97, Aachen 1996 und 2001, Berlin 1999), «Gespräch» (Köln, Bamberg, Magdeburg, Hamburg) und die langdauernden «Gespräche» (Aachen 1989–1994, Würzburg 1993–1997, Paderborn 1996–2001, Osnabrück 1999–2004) hin zu «Prozessen» (Passau 1997–2002, Bamberg 1997–2004, Magdeburg 2000–2006, Hamburg 2004–2006) in eindrücklicher Weise. Vgl. *Sabine Demel / Hanspeter Heinz / Christian Pöpperl*: «Löscht den Geist nicht aus» Synodale Prozesse in den deutschen Diözesen, Freiburg i. Br. / Basel / Wien 2005, 116–127.
- 20 Ebd. 114.
- 21 Augsburger Allgemeine vom 3. Februar 2011, 3.
- 22 *Demel / Heinz / Pöpperl*: «Löscht den Geist nicht aus» (Anm. 19) 127.